

Suhrkamp Verlag

Leseprobe



Maack, Ulrike / Minks, Wilfried
Wilfried Minks. Bühnenbauer

Mit zahlreichen Fotografien.

© Suhrkamp Verlag
978-3-518-42196-3

SV

Ulrike Maack · Wilfried Minks

Wilfried Minks Bühnenbauer

Suhrkamp

Erste Auflage 2011

© Suhrkamp Verlag Berlin 2011

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung,
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung durch Rundfunk
und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (durch Fotografie,
Mikrofilm oder andere Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung
des Verlages reproduziert oder unter Verwendung elektronischer
Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

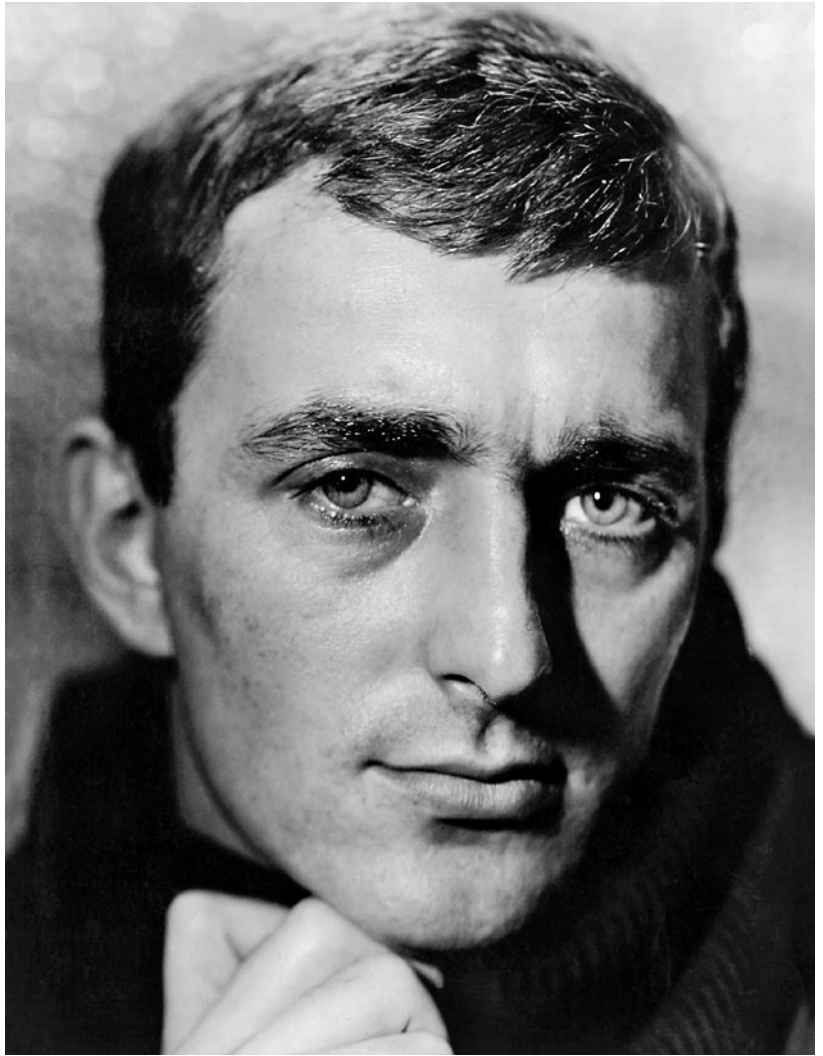
Druck: Memminger MedienCentrum AG

Printed in Germany

ISBN 978-3-518-42196-3

1 2 3 4 5 6 - 16 15 14 13 12 11

Wilfried Minks
Bühnenbauer



Wilfried Minks,
1959

Inhalt

Binai	9
Räuber und Gendarm	22
Vertreibung	32
Wurzen	41
Katharina Knie	46
Zementkuchen	53
Modelle bauen	67
Dornröschen	71
›Turnhallen-Minks‹ oder Der erste weiße Raum auf deutschen Bühnen	74
Bremer Stil	93
Fernsehen	139
<i>Farbtafeln nach Seite</i>	144
Ausflüge	145
Die Hose oder Sieben Türen	150
Regie	159
Die Geburt der Hexe	217
Mitbestimmung	226
Schauspieler	234
Noch einmal Bühnenbildner	243
Ein Leben lang Theater	247
Anhang	
Bühnenbilder und Regiearbeiten	261
Film- und Fernsehproduktionen	271
Raumprojekte	272
Ausstellungen	272
Textnachweise	273
Bildnachweise	274

Binai

Was ist Binai?

Ein kleines Dorf im damaligen Deutsch-Böhmen und heutigen Tschechien, das sich durch nichts auszeichnete. Mit hundertzwanzig Einwohnern und fünfzehn Häusern, davon gehörten fünf Bauern und fünf Häuslern. Häusler waren Leute, die beim Bauern gearbeitet haben. Dann gab es noch einen Stellmacher – heute würde man Schreiner sagen –, einen Kolonialwarenladen und drei Kneipen. Das waren eigentlich keine richtigen Kneipen, sondern Versammlungsräume mit Ausschank. Die Bauern gingen nach der Feldarbeit dorthin, aßen ihr mitgebrachtes Brot, tranken Bier dazu und debattierten.

Drei Kneipen sind ziemlich viel für so ein kleines Dorf.

Jeder Bauer ging in die Kneipe, in der er mit Gleichgesinnten reden konnte.

Dein Vater war Bauer. Großer oder kleiner Bauer?

Im Dorf war er ein großer Bauer. Verglichen mit einem preußischen Gut waren wir Kleinbauern. Im Gegensatz zu den Kleinbauern unseres Dorfes, die alles selber machen mußten, hatten wir Knechte und Mägde, die wiederum aus Häuslerfamilien kamen. Das war ein ziemlich festes Gefüge, das heißt, man blieb meistens das, was man war. Aber manchmal hat ein Großbauer eine Häuslerin geheiratet. Die Häusler hatten meistens nur zwei Kühe zum Einspannen, nicht mal einen Ochsen. Wenn eine Kuh starb, hat das die ganze Existenz gefährdet. Man hat dann bei uns im Dorf zusammengelegt und denen eine Kuh gekauft oder abgetreten. Die war dann meist nicht mehr die Jüngste und starb auch bald.

Welche Erinnerung hast du an deinen Vater?

Er war absolut souverän. Und ein bißchen jähzornig, aber gleich wieder gut. Schimpfend, aber gleich hinterher wieder singend. Und unheimlich fleißig. Er war praktisch und unsentimental. Und ganz klar in seinem Denken. Einfach, aber klar. Er beherrschte alles, was die Landwirtschaft betraf. Er hat auch nicht so viel an mir herumerzogen – mich sehr gelassen. Er hat gezeigt, daß er zufrieden mit dem war, was ich gemacht habe, ohne groß zu loben.

War er zufrieden mit seinem Leben?

Darüber hat mein Vater gar nicht nachgedacht. Er hat einfach gearbeitet. Das weiß man ja gar nicht, ob man gern arbeitet, in der Landwirtschaft. Meistens ist es zuviel, aber man kann sich auch nichts anderes vorstellen. Am Ende hätte man nichts lieber gemacht.

Wie war deine Mutter?

Meine Mutter war sehr lieb. Sie hat aber auch immer Liebe gefordert. Sie hat ein bißchen Druck auf uns Kinder gemacht, auf meinen Bruder Helmut und mich. Mein Bruder war der Kleinere, anderthalb Jahre jünger als ich. Ich mochte meine Mutter, aber meinen Vater fand ich irgendwie besser. Er war zwar aufbrausend, aber nie lange böse, während die Mutter eine Taktik hatte, mich über längere Zeit zu strafen. Mit Nichtreden, Nichtästimieren, hätte sie selbst gesagt.

Wem bist du ähnlich, deinem Vater oder deiner Mutter?

Ich habe von beiden etwas. Mein Vater war viel klarer, als ich es bin. Von der Mutter habe ich wohl die Sentimentalität.

Bitte? Ist mir da was entgangen?

Ja, wenn ich nicht die Gene von meinem Vater hätte, wäre ich, glaube ich, ein ziemlich sentimentaler Heini. Meine Mutter war wohl etwas komplizierter. Sie war bürgerlicher als mein Vater, war gern zur Schule gegangen und hatte den Traum, Lehrerin zu werden.

Hat sie mit ihrem Schicksal gehadert, weil sie diese Möglichkeit nie bekommen hat, sondern Bäuerin sein mußte?

Ich würde sagen, nein. Aber ich weiß es auch nicht. Man hat diese Gedanken vielleicht gehabt, aber man hat sich dem Schicksal gefügt. In der Familie meiner Mutter und auch in der meines Vaters waren alle Bauern. Die Schwestern meines Vaters und meiner Mutter haben auch wieder Bauern geheiratet, der Bruder der Mutter hat den Hof übernommen. Man hat auch nicht wirklich eine Vorstellung von anderen Berufen gehabt.

Du hattest noch einen älteren Stiefbruder.

Ja, Ernst war fünfzehn Jahre älter als ich und der einzige Sohn aus der ersten Ehe meines Vaters. Aber den habe ich nie richtig kennengelernt, weil der nur beim Militär war. Zuerst beim tschechischen, dann, nach Kriegsbeginn, beim deutschen Militär. Seit meinem sechsten Lebens-



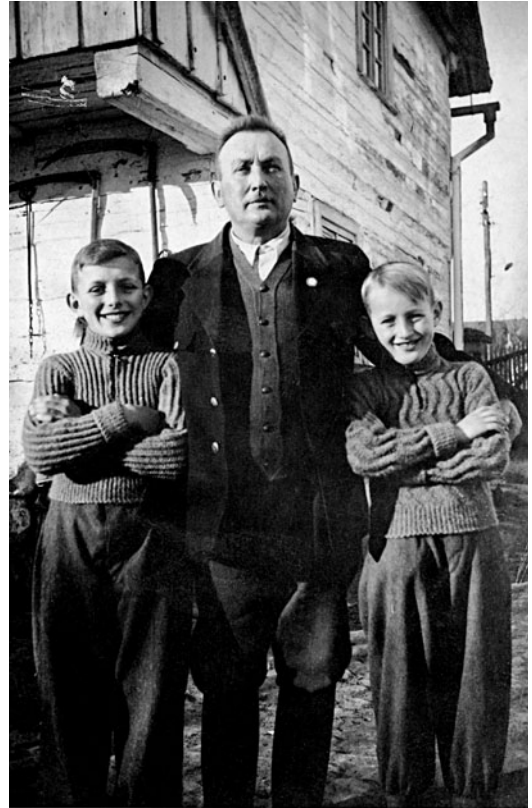
jahr war er als Soldat eingezogen. Er war kaum zu Hause. Für diese Jahrgänge war es wirklich furchtbar. Nach Ende des Zweiten Weltkrieges war er bereits Ende Zwanzig und nie etwas anderes als Soldat gewesen, außer daß er als Jugendlicher in der Landwirtschaft geholfen hatte. Dann die Vertreibung. Binai 1932

Dein älterer Bruder kam also in deiner Familie gar nicht vor?

Doch, wenn er auf Urlaub war. Seine Mutter, die erste Frau meines Vaters, starb, als er zwölf war – an einer Blinddarmentzündung. Ein Bauer braucht aber eine Frau auf dem Hof. Eine Zigeunerin hatte meinem Vater gesagt, er solle im Nachbardorf schauen, dort habe ein Bauer noch Töchter zu verheiraten. Er ist ihrem Rat gefolgt und hat sich bei dem Bauern vorgestellt. Meine Mutter hat darüber in ihrem Tagebuch geschrieben: »Wir haben uns gut unterhalten. Sie haben die ganze Zeit über Landwirtschaft geredet.« Er hat sie noch einmal getroffen und dann um ihre Hand angehalten.

Haben deine Eltern sich geliebt?

Ich glaube schon. Von Jahr zu Jahr mehr. Am Anfang vielleicht nicht so sehr, aber das kann ich nicht beurteilen. Sie kannten sich ja eigentlich gar nicht. Meine Mutter hatte über Jahre einen Verehrer, in den sie sehr verliebt gewesen sein muß, aber den hat sie durch sprödes Verhalten vertrieben. Sie hat wohl gedacht, sie macht sich dadurch wertvoll, aber er hat nicht so lange durchgehalten, wie sie geglaubt hat. Dann stand sie da. Sie hätte nicht auf dem elterlichen Hof bleiben können, weil den ihr



*Helmut, Martha
und Wilfried Minks,
1934*

*Wilfried, Josef
und Helmut Minks,
1938*

Bruder bekommen sollte, und bevor sie woanders in Stellung gegangen ist, hat sie lieber den wohlhabenden Bauern Josef Minks geheiratet. Sie war bereits Mitte Zwanzig und nach damaligen Begriffen kurz davor, ein »spätes Mädchen« zu werden, zumal ihre ältere Schwester noch unverheiratet war und eigentlich vor ihr unter die Haube gebracht werden sollte. Mein Vater war zwölf Jahre älter als meine Mutter. Abgesehen davon, daß diese Heirat eher wie ein Handel zustande gekommen war, hatten sie zu romantischer Liebe gar keine Zeit. Die sind meistens auf dem Feld gewesen und haben gearbeitet. Ich finde, die beiden haben das zusammen ganz toll hinbekommen. Meine Eltern haben richtig was aufgebaut. Auf dem Dorf hat das, was man zusammen arbeitet, große Bedeutung – der Hof ist das Leben. Und das bekommt man auch nur gemeinsam hin. Wenn einer wegfällt, bricht das Ganze zusammen. Wir hatten ja auch Knechte und Mägde, die mit uns gelebt haben. Wir waren keine Kleinfamilie, sondern mehr oder weniger eine Sippe. Meine

Mutter ging um halb elf am Vormittag vom Feld nach Hause, kochte für zehn Leute, und nach dem Mittagessen ging sie wieder zur Feldarbeit. Darum hat man als Kind auch nicht eine so enge Bindung an Mutter und Vater wie in einem Bürgerhaushalt. Man ist nicht so abhängig. Die Eltern haben gar nicht die Zeit, sich den ganzen Tag um einen zu kümmern oder einen groß zu verwöhnen. Die haben halt aufgepaßt, daß wir anständig gegessen haben, uns gewaschen haben und rechtzeitig ins Bett gekommen sind. Man wird also schnell selbstständig.

Wie hast du dich mit deinem Bruder Helmut verstanden?

Er war anderthalb Jahre jünger als ich, und er war halt mein kleiner Bruder. Außerdem war Helmut ein wenig zarter und wurde deshalb mehr verwöhnt. Ich war stabiler. Immer wenn irgend etwas war, bekam ich die Schuld. Meine Eltern konnten sich gar nicht vorstellen, daß mein Bruder etwas Schlimmes macht. Dann sollte ich auch noch verantwortlich für ihn sein. Am liebsten habe ich eigentlich allein gespielt.

Was hast du gespielt?

Ich bin leidenschaftlich gern mit Tieren umgegangen. Hauptsächlich mit Pferden, aber auch mit allen anderen Tieren. Mein Vater hat mir einen kleinen, bis zu den Scharnieren der Waage originalgetreuen Leiterwagen bauen lassen, und mit dem bin ich immer durch die Gegend gefahren, Hund und Ziege davor zusammengespannt. Die haben mir sogar gehorcht. Mit Kinderspielzeug habe ich überhaupt nicht gespielt. Dafür hatte ich keine Phantasie. Ich wollte immer erwachsen sein. Im Winter habe ich oft den Hund vor die Skier gespannt, das heißt, er bekam ein Halsband mit zwei Strippen, dann bin ich hinters Haus auf das verschneite Feld. Auf mein Kommando: »Da, Hase« – bei uns gab es viele Hasen – rannte er bellend und keuchend über die Felder, und ich hinten dran mit den Skiern. Mein Vater hat mich auch ganz früh reiten lassen. Als Vierjähriger durfte ich auf dem Pferd sitzen, wenn alle aufs Feld fuhren. Als ich älter war, bin ich stehend Galopp durchs Dorf geritten. Im Winter habe ich weite Ausritte gemacht. Im Sommer mußten die Pferde ja aufs Feld, außer an den Sonntagen. Da bin ich dann mit den Pferden baden gegangen, im Hirschberger See. Ich saß auf dem Rücken des schwimmenden Pferdes und habe mich an der Mähne festgeklammert. Das ist toll, wenn ein Pferd sich im Wasser wiegt. Die an-

deren Bauern haben meinem Vater immer vorgehalten, daß er zu großzügig sei. Mein Vater hat gesagt, um seinen Sohn würde er sich schon selbst kümmern. Er hat mich gelassen. Ihm hat es, glaube ich, Spaß gemacht, daß ich ziemlich mutig war, und er war als Bauer natürlich stolz, daß ich so gut mit den Tieren umgehen konnte.

Das klingt, als hättest du immer alleine gespielt. Auf dem Dorf spielen Kinder doch meistens zusammen.

Hab ich natürlich auch – Völkerball haben wir gespielt. Ich war ein gefürchteter Werfer. Deswegen mußte ich immer die Mädchen in meine Mannschaft nehmen, wir haben trotzdem gegen die anderen Jungen gewonnen. Und dann gab es noch unser beliebtes Spiel »Hühnerschleudern«. Wir haben uns bei Witwe Teimer in den Hühnerhof geschlichen, um die Hühner zu fangen. Man schafft es nur, ein Huhn einzufangen, indem man hinter ihm herläuft und wie ein Hund hechelt. Dann beginnen die Hühner nach wenigen Metern zu torkeln, und man kann sie leicht greifen. Wir steckten die Köpfe der Hühner unter den Flügel, drehten uns ein paarmal, bis uns schwindelig wurde, und legten die Hühner dann auf den Boden. Danach sind die Hühner unfähig, ohne fremde Hilfe ihren Kopf unter dem Flügel hervorzuholen. Im Wegrennen klopfen wir bei der Witwe an das Fenster, versteckten uns dann hinter der Hecke und guckten zu, wie sie unter lautem Fluchen die Hühnerköpfe befreite.

Gab es in Binai eine Schule?

Ja. Eine Achtklassenschule, in der alle in einem Raum unterrichtet wurden, etwa zwölf Kinder. Mehr paßten nicht in das Klassenzimmer. Von sechs bis vierzehn Jahren waren alle in dieser kleinen Klasse, fast jeder mußte einen anderen Stoff lernen. Unser einziger Lehrer war für alle Fächer zuständig: Religion, Mathematik, also Rechnen, Erdkunde, also Heimatkunde, und Deutsch, also Schönschreiben und wann man statt ›den‹ ›dem‹ sagen muß: also wenn man ›wem‹ fragen kann. Aber wie sollte man wissen, wann man ›wem‹ fragt? Das konnte der Lehrer auch nicht richtig erklären. In Hirschberg war die Mittelschule, dort ging man nach der Grundschule hin, wenn man intelligent genug war. Aber in die Schule bin ich nicht gern gegangen, weil ich zu unkonzentriert war. Ich habe dauernd aus dem Fenster geguckt, mich hat das

Geringste abgelenkt. Die hätten das Fenster verhängen müssen. Draußen auf dem Dorfplatz war alles interessanter: Bäume, Vögel, Hunde. Eigentlich habe ich die ganze Zeit vor mich hin geträumt. Meine Mutter hat oft gesagt: »Wilfriedl. Hör uf zu treimn! Du treimst dich no zu Tode.«

Das heißt, du warst ein schlechter Schüler?

Ich war ein mittelmäßiger Schüler. Ich hab halt nur unter Aufsicht gelernt oder Schularbeiten gemacht. Und meine Eltern hatten keine Zeit, mich zu beaufsichtigen. Mein jüngerer Bruder war im Gegensatz zu mir ein sehr guter Schüler. Er war ehrgeizig und wollte schon in der Schule mitmachen, als ich eingeschult wurde. Der Lehrer hat ihn dann mit in die Klasse gelassen, wo er malen durfte. Ich hatte keinen Ehrgeiz in der Schule.

Lag das am Lehrer?

Ich weiß es nicht. Ich vermute, daß unser Lehrer nicht besonders glücklich mit seiner Stellung in unserer Dorfschule war. Er war ein feiner und sensibler Mensch. Er wohnte auch im Schulgebäude. Eines Morgens erschien er nicht zum Unterricht. Nachdem wir einige Zeit gewartet hatten, gingen wir ihn suchen. Er hatte sich oben auf dem Speicher erhängt.

Das war in den späten dreißiger Jahren. Könnte das auch politische Gründe gehabt haben?

Keine Ahnung. Es wurde gesagt: Der kam mit dem Leben nicht zurecht. Man hat sich bei uns nicht so sehr über die Schwierigkeiten und Probleme der anderen unterhalten oder über Ursachen. Über den Lehrer hat man immer gesagt, er sei zu weich und er sei auch zu weich zu uns. Wir sind rumgetobt im Klassenzimmer, und er saß nur da und hat fast nie was gesagt.

Du bist in einer katholischen Gegend aufgewachsen. Waren deine Eltern streng religiös?

Auf dem Dorf ist man ja praktischer. Man nimmt Gott eher menschlich, wie eine Figur, die von oben alles sieht, die man aber auch austricksen kann. Wenn man als Kind eine Sünde begehen wollte, ging man einfach unters Dach. Da sah er einen nicht.

Welche Sünden habt ihr denn begangen?



*Großmutter
Elisabeth Minks, 1934*

Omas Stuhl ansägen, wenn sie gemein zu uns war. Oder Doktorspiele, die jeder spielt. Wir haben die Mädchen festgehalten, dann wurde ihnen vorsichtig eine kleine Murmel unten reingesteckt, und einer der Jungen, der ›Arzt‹, durfte die Kugel rausholen. Dann drohten wir mit einer Ohrfeige, damit die Mädchen zu Hause nicht petzen. Eine weitere Sünde war das Federn der ›Indiansquaws‹. Unsere Mädchen wurden mit Lassos eingefangen, dann damit an einen Baum gefesselt und mit Dreck beworfen. Danach mußte ein ›Priester‹ kommen und die ›Wilden reinigen‹.

Und was war die Sünde: Gotteslästerung oder Gewalt gegen Mädchen?

Natürlich Gotteslästerung. Einmal war mein Vater unheimlich sauer auf den Herrgott. Er hatte die Sense ge-

dengelt, und es fing an zu regnen. Da hat er den Hammer genommen, gegen den Himmel geworfen und Gott verflucht. Und meine Mutter hat gesagt, du wirst sehen, es wird jetzt das ganze Jahr regnen. Und immer wenn es geregnet hat, hielt sie ihm vor: Siehst du, ich hab's dir gesagt. Meine Mutter war diejenige, die auf die Einhaltung der Moral achtete. Auf unserer Kredenz stand beispielsweise immer eine Büchse, in die man die Heller tat, die man beim Einkauf zurückbekam. Dieses Geld bekamen Zigeuner, die mehrmals im Jahr durch das Dorf zogen und bettelten. Einmal fehlte Geld in der Büchse. Meine Mutter fragte mich, ob ich das Geld genommen hätte. Ich sagte nein. Sie fragte: »Lügst du auch nicht? Du weißt, es ist eine Sünde und bringt Unglück, wenn man den Bettlern etwas nimmt.« Ich sagte ihr wieder, daß ich nichts genommen hätte. Daraufhin fragte sie: »Kann ich dir wirklich vertrauen?« Ich steckte in einem Dilemma. Sollte ich lügen und sagen, ich hätte das Geld genommen, um das Vertrauen der Mutter zu behalten, oder sollte ich bei der Wahrheit bleiben und das Vertrauen meiner Mutter verlieren? Also habe ich gelogen und gesagt, ich hätte es genommen. Ich machte einen großen Unterschied zwischen Lüge und Verlogenheit.

Seid ihr in die Kirche gegangen?

Ja. In die Kirche sind alle gegangen. Am Sonntagvormittag. Und an-

schließend zum Fleischer – Würstchen essen. Die Kirche war in Hirschberg. Man mußte mit der Kutsche etwa drei Kilometer fahren. Während die anderen in der Kirche waren, bin ich meistens mit der Kutsche um den Marktplatz gefahren, bis meine Mutter, mein Vater und mein Bruder wieder aus der Kirche kamen. Dann hab ich sie erst zum Fleischer und dann nach Hause gefahren.

Bist du nie mit in den Gottesdienst gegangen?

Ich mußte ja auf die Pferde aufpassen. Und das war mir ganz recht. Ich hab mich als Kind unheimlich schnell gelangweilt. Auch die Kirche war mir zu langweilig.

Langweilst du dich immer noch so schnell?

Eigentlich ja. Wenn ich mich nicht so schnell langweilen würde, würde ich vielleicht weniger arbeiten.

Wenn du dich so schnell gelangweilt und in der Schule nie aufgepaßt hast, wie konntest du es dann auf die Mittelschule schaffen?

Ich war schließlich nicht blöd.

War es deinen Eltern wichtig, daß du auf eine höhere Schule gehst?

Über ein Gymnasium haben sie gar nicht nachgedacht, das war weit weg, und die Mittelschule war im Nachbarort. Schule war schon wichtig, aber davon hing nicht meine Zukunft ab. Es war sowieso klar, daß ich Bauer werden und den Hof übernehmen sollte. Und ich wollte ja Bauer werden und konnte mir gar nicht vorstellen, irgend etwas anderes zu machen.

Hätte den Hof nicht dein ältester Bruder bekommen müssen?

Ich weiß nicht. Mein Vater wollte vielleicht nicht so früh aufhören. Es kann auch sein, daß meine Mutter bei der Heirat gewisse Bedingungen gestellt hat, um sich selber abzusichern, da er ja älter war. Das war sicher ein Thema, aber ich kann mich nicht daran erinnern. Übrigens ist mein älterer Bruder Ernst der einzige von uns drei Söhnen, der später Bauer geworden ist. Er hat sich bei Hannover eine kleine Landwirtschaft aufgebaut.

Wolltest du nie weg aus Binai?

Ich hatte gar keine Vorstellung von der Welt außerhalb unseres Dorfes.

Hast du gar nicht gelesen?

Nein. Bei uns wurde nicht gelesen. Es gab überhaupt keine Kultur. Au-



Josef Minks, 1939 ßer bei den Dorffesten. Die wurden reichlich gefeiert, zu Ostern, zu Pfingsten, Erntedankfest, Weihnachten etc., und nach der Kartoffelernte wurden tolle Ritterspiele veranstaltet.

Was für Ritterspiele?

In unserer Region gab es ziemlich lange Leibeigenschaft. Fast auf jedem Berg gab es eine gräfliche Burg, und am Fuße des Berges lebten die für den Grafen arbeitenden Bauern. Das wurde in Binai jedes Jahr nachgespielt. Unser Stellmacher hat aus rohen Brettern eine Burg auf den nächsten Hügel gebaut. Eigentlich war das nur eine Fassade aus Brettern mit einem Loch darin, aus dem heraus der Trompeter im Spiel dann später ein Signal gab. Auf der Wiese neben dem Burghügel standen ein paar Stellagen für das Heu, immer zwei Gestelle so gegeneinander, daß es eine Art Dach oder Hütte ergab. Wir Jungen aus dem Dorf beluden diese Heugestelle mit Kartoffelkraut, die sollten die Hütten der Bauern sein. Wenn ich darüber nachdenke, war das eigentlich das erste Büh-

nenbild, an dem ich mitgewirkt habe. Ich war sogar der Verantwortliche für die Kartoffelkrauthütten. Die sieben oder acht Bauern des Dorfes haben sich vom Stellmacher extra aus Dresden – ich nehme an, von einem Kostümverleih – eine Ritterrüstung besorgen lassen. Sie waren die Burgritter. Am Morgen der Aufführung gingen sie hinauf auf ihre Burg. Der Trompeter gab sein Signal. Die Dorfbewohner holten eine Kutsche, spannten zwei Ochsen davor, und dann wurde die Dorfschöne – sie spielte die Jungfrau – durch das Dorf gefahren. Die ›Raubritter‹ kamen von ihrem Berg heruntergeritten, zogen die Jungfrau auf das Pferd und galoppierten wieder hoch zu ihrer Ritterburg. Dort wurde das Mädchen ›vergewaltigt‹. Das Publikum saß oder stand in etwa zweihundert Metern Entfernung. Es konnte das Treiben auf der Burg nicht sehen, sondern nur das Gebrüll und Gejohle der Ritter und das Kreischen der Jungfrau hören. Dann kamen die Ritter noch einmal in das Dorf heruntergeritten, um den Aufstand der Bauern, die von den Häuslern gespielt wurden, niederzuschlagen. Sie steckten deren Häuser, die Kartoffelhütten, in Brand. Im Anschluß gingen alle nach Hause, weil das Vieh gefüttert werden mußte und es Mittagessen gab. Abends ging das Spiel weiter: Drei ›Zigeunerinnen‹ kamen in einem Gespann mit zwei geschmückten Ochsen den Weg entlang. Die Raubritter entführten sie ebenfalls auf die Burg, dort gab's dann ein großes Gelage, von dem das Publikum wieder nur die Geräusche hören konnte. Kurz darauf kamen die Ritter zusammen mit den ›Zigeunerinnen‹ den Hügel herunter, die Dorfbevölkerung schloß sich ihnen an, und in einem großen Umzug ging's ins Gasthaus. Das Ganze endete in einem Dorffest mit Tanz.

Woher kam diese Sitte?

Die gab es komischerweise nur in Binai. Ich weiß nicht, was dem zugrunde lag, was sie bedeutete und seit wann es die Ritterspiele gab. Für mich gab es nur diese Geschichte, ohne irgendeinen Kontext. Die Einwohner der umliegenden Dörfer kamen zum Zuschauen und Mitfeiern. Das waren meine ersten theatralischen Erlebnisse. Sonst gab es gar nichts. Mancher Bauer, der auf sich hielt, hatte eine Alpenlandschaft im Schlafzimmer oder ›Jesus im Kornfeld‹. Ach ja, es gab noch ein anderes Spiel: Ein junger Bauer mußte einem anderen Bauern, der gerade bei der Feldarbeit war, die Vesper klauen. Beim Anschleichen wurde er

›entdeckt«, dann gefesselt, vom Feld in das Dorf getragen und dort im Glockenturm aufgehängt. Das konnte man allerdings wiederum nicht sehen, sondern nur am Gebimmel der Glocke hören.

Wir reden manchmal über das »Böhmisch-Katholische« an dir. Was, denkst du, ist typisch gewesen für die Deutsch-Böhmen in eurer Region? Typisch? Vielleicht Fröhlichkeit, Depression, dann Spielerei, Ernsthaftigkeit, ich weiß es nicht ... Aufrichtigkeit, Unaufrichtigkeit ... Jemand, der im richtigen Moment gut lügt, wird höher geschätzt als jemand, der um jeden Preis die Wahrheit sagt. Bei uns hat man gesagt: »Räuber und Gendarm in einem sein«. Vielleicht liegt diese Uneindeutigkeit daran, daß wir in einem Grenzgebiet gelebt haben, mit mindestens zwei Bevölkerungsgruppen, die miteinander in Spannung standen, so daß man gezwungen war, mehr zu tricksen.

Dein Dorf war ja relativ klein. Lebten dort Tschechen und Deutsche zusammen?

In unserem Dorf lebten nur Deutsche, ausschließlich katholische Bauern. Es gab allerdings die Sitte, daß deutsche Bauernsöhne für zwei Jahre zu einem tschechischen Bauern gingen, um Tschechisch zu lernen, und umgekehrt. Das war wie eine zweite Familie. Mein Vater hatte eine enge Beziehung zu seinem ›tschechischen Vater«. So hat man das Zusammenleben beider Bevölkerungsgruppen gefördert. Wir waren ja auch abhängig voneinander. Darüber hinaus sind wir kaum in Beziehung zu den Tschechen getreten. Weiter als im Umkreis von zwanzig Kilometern haben wir uns ja gar nicht bewegt. Böhmisch Leipa, unsere Kreisstadt, war zwanzig Kilometer entfernt, da fuhr man einmal im Jahr hin.

Ihr lebtet nur fünfzig Kilometer von Prag entfernt.

Ich bin damals kein einziges Mal in Prag gewesen. Das war eine andere Welt. Mein Großvater hatte eine Zeitlang ein Fuhrunternehmen und fuhr ein paarmal in der Woche dorthin. Ich kannte gerade mal die umliegenden Dörfer und Böhmisch Leipa – Prag kannte ich nur als abstrakten Namen. Mir kommt es vor, als seien damals die Entfernungen riesig gewesen und Binai abgelegen von allem anderen. Es war wirklich eine von außen fast unbeeinflusste Situation, die über Jahrhunderte gleichgeblieben war. Dafür waren die Beziehungen der einzelnen unter-